

Finale

O-Ton

«Du fragst mich Kind, was Liebe ist? Ein Stern in einem Haufen Mist.»

Heinrich Heine

Grandiose schottische Gitarrenstürme

22 Songs? Ist da, um es unmusikalisch zu sagen, eine Pflanze am Werk, die nochmals all ihre Säfte herauspresst, bevor sie erschöpft einknickt und zu Laub und Staub zerfällt? Im Gegenteil! Die Pflanze - in Tat und Wahrheit ist es die Alternative-Rockformation Biffy Clyro - treibt auf «Opposites» die vielleicht faszinierendsten Blüten ihrer 18-jährigen Bandgeschichte. Es ist ein Doppelalbum über Männer, die einst als stürmische Suburbia-Buben auftauchen, randvoll mit Welteroberungsadrenalin. Und die nun, als melancholische Thirtysomethings, irgendwo auf der Weltschmerzkarte gestrandet sind - und ihren Mädchen eher aus desillusionierter Vernunft denn aus Überzeugung zurufen: «Baby, I'm leaving here. You need to be with somebody else.» Und die dennoch - oder gerade deshalb? - die Zukunft zu meistern gedenken, mit gelassener Neugier.

Dabei beherrscht das Trio um Simon Neil, James Johnston und Ben Johnston die epische Ballade, vor der es für keinen halbharten Kerl ein Entrinnen gibt, genauso exzellent wie den grandiosen, neogrungen Gitarrensturm, der seine Wucht wieder und wieder von der heimatischen schottischen Klippenküste der Musiker gebrochen sieht. Besonders eindrücklich ist, wie es Biffy Clyro verstehen, Tempi und Themen musikalisch wie lyrisch so geschickt zu variieren, dass der Hörgenuss auch über die Langdistanz weder durchhängt noch abreisst - ein Fakt, der die Band unter anderem von den Foo Fighters unterscheidet, mit welchen sie oft und gern verglichen werden. Kurz und wunderbar: «Opposites» ist ein Album, das diesen Winter in jedes anständige Plattenregal gehört.

Thomas Wyss

Biffy Clyro: Opposites (14th Floor/Warner)

Kulturnotizen

«Museum des Jahres»
Alpines Museum in Bern
nominiert

Europaweit hatten sich 41 Häuser beworben - nun sind 3 in der Schweiz nominiert worden für den Titel «Europäisches Museum des Jahres». Eines ist das Alpine Museum in Bern, die zwei anderen sind die Basler Papiermühle und das Musée gruérien in Bulle. Alle drei seien in den letzten Jahren markant modernisiert worden, schreibt der Verband der Museen der Schweiz. Der Entscheid über den European Museum of the Year Award fällt Mitte Mai im belgischen Tongeren. (klb)



Unspektakuläres Geviert im Spitalacker: An der Moserstrasse 11-13 ist hochwertiges Wohnen direkt an einer städtischen Verkehrsachse möglich. Foto: Christoph Schläppi

Baustelle Wir sind überzeugt, urban zu bauen, und errichten doch meist nur Schlafstädte. *Christoph Schläppi*

Stilles Meisterwerk am Strassenrand

Wer würde seine Zahnschmerzen im Schuhladen oder beim Metzger behandeln lassen? Ähnliches schlägt die Zürcher Hochschule für Wirtschaft vor, über deren Studie zur Verdichtung in «attraktiven städtischen Quartieren» der «Bund» am 22. Januar berichtete. Der Kernvorschlag: Stadtzentren sollen flächendeckend um ein Geschoss aufgestockt werden. Der Architekt, der das Problem lösen soll, erscheint erstmals auf Seite 27 von 30, der Denkmalschutz auf Seite 19. Wie es gehen soll, zeigen immerhin 6 Bilder. Gleichentags erreicht uns die Meldung, Sion erhalte dieses Jahr den Wakkerpreis. Zwei Dinge wollen wir vorweg festhalten: dass Vorurteile über Bord gehören. Und dass im Städtebau beharrliche Arbeit, Einfallsreichtum und die Bereitschaft, spezifisch zu handeln, nicht schaden. Es gibt (Fach-)Leute, für die der Umgang mit Architektur und Städtebau aus spektakulären Bildern, Klischees oder wie im obigen Beispiel aus Schlaumeiereien besteht. Wir wollen hier lieber darlegen, dass wir uns gescheiter Zeit für das Unauffällige, Alltägliche, Gewöhnliche nehmen sollten.

Die Häuser sind da - doch wo bleibt die Stadt? Diese Frage stellen sich viele auf Spaziergängen durch die neuen Berner Quartiere. In der Meinung, Stadt zu bauen, errichten wir Schlafstädte! Wir vergessen, dass die Lebensqualität in der Stadt umso höher ist, je durchmischter die Nutzungen sind und je vielfältiger das Raumangebot ist.

Nur auf den ersten Blick banal

Diese Behauptung wollen wir an einem Geviert im Spitalacker überprüfen, zwei Strassen hinter dem Viktoriaplatz. Wir haben es mit einer sogenannten Blockrandbebauung zu tun. Sie erstreckt sich über die gleichen 90 x 60 Meter, die Fachleute von den Baufeldern in Brünen her kennen. Ihre regelmässige Rechteckform sticht aus dem Plan des Nordquartiers hervor. Architekt war Eduard Joos, der es mit Bauten wie der Nationalbank oder der Spar- und Leihkasse in Bern zu einiger Bekanntheit gebracht hat. Das Geviert wurde 1907 für die Baugenossenschaft Spitalacker AG begonnen, die letzten Einheiten vervollständigte 1924 Ernst Jaussi.

Der Auftritt des Gebäudes ist auf den ersten Blick banal: Ein bunter Korb von

Giebeln, Nischen, Verputzen, Farben, Terrassen und Balkonen schafft ein städtisches Hintergrundgeräusch, während das Ganze sich formal bei Jugendstil, Heimatstil und Werkbund-moderne bedient. Dergleichen ist oft belächelt worden. Wer sich die Mühe nimmt, zweimal hinzuschauen, wird jedoch von feinsinnigen Rhythmisierungen und Symmetrien überrascht.

Das Haus prägt weiträumig den Charakter der Moserstrasse, einer der schönsten Geschäftsstrassen unserer Stadt. Herrschaftlich geht es an der Schläflistrasse zu, wo uns durch Ornamente, Giebelchen und gutbürgerliche Vorgärten eine solide, ökonomische und rationale Architektur erwartet. Um den Block herum wechseln Massstab, Charakter, Ausdruck und Status. Was bleibt, sind die erstaunliche Leistungsfähigkeit und die Qualität. Eine Welt für ein Kind ist und am Finaltag in letzter Minute seiner Freundin Jackie keinen Heiratsantrag machen konnte, weil er die Ringe vergessen hatte. Ringe, wohlweislich, die ihm Porno-Patrick Nuvo mit seinen wendigen Händen himself im Nu aus Holz gebestellt hatte.

Öffentlichkeit und Intimität

Auf dieses Haus wurde nie ein Loblied angestimmt, weil es darauf verzichtet, uns vordergründige formale Wahrhei-

ten vorzugaukeln. Dabei beweist es erstens, dass hochwertiges Wohnen direkt an einer städtischen Verkehrsachse keine Utopie ist. Es beweist weiter, dass städtische Öffentlichkeit in unmittelbarer Nähe zu hoher Intimität möglich ist. Es beweist zudem, dass ein Objekt gleichzeitig die Vorzüge von Uniformität und Individualität in sich vereinen kann. Und dann beweist es schliesslich, dass auch jüngere Architektur Urbanität und Permanenz stiften kann.

Um offen zu sein für solche Lektionen, müssen wir uns von den Stereotypen der Architekturgeschichtsschreibung lösen. Wir sollten bereit sein, die Dinge hinter den Dingen zu erkennen und das Selbstverständliche als das Ausserordentliche zu akzeptieren. Vielleicht stossen wir dabei von Zeit zu Zeit auf ein Meisterwerk, das uns besser als alle kurzbeinigen Ideologien den Weg in eine nachhaltige Zukunft weist.

Mehr Informationen unter: <http://bauinventar.bern.ch>. Der Autor ist Architekturhistoriker und lebt in Bern. Homepage: www.christophschlaepi.ch

Sendungsbewusst Simone Meier

Jenseits von unten

Manchmal ist in einer Sendung drin, was draufsteht. In «Der Bestatter» zum Beispiel war ein Bestatter, und in «Jung und dick» (Vox) waren junge Dicke. Sie kannten keinen anderen Lebenszweck, als zu essen und das Essen in allen möglichen Verstecken aufzuspüren; und weil das so nicht weitergehen konnte, steckte sie das Fernsehen in eine Klinik, die aber die Krankenkasse viel zu wenig lang bezahlte.

Weil sie zu Hause nicht mehr «geboten» bekamen, was es in der Klinik gab, nämlich Sport, Diät und frische Luft, gingen sie zum Chirurgen, der sagte: «Man muss schauen, was man an dem Menschen überhaupt noch retten kann», und liessen sich ein Magenband einsetzen, was die Krankenkasse wiederum bezahlte. Gerne nahmen sie auch noch

ein Brustimplantat dazu. Da hört bei mir der Spass dann jeweils immer auf. Es tut sich da in mir eine Kluft auf zwischen all den Monstern der populären Fiktion, den Vampiren, Werwölfen und Zombies samt ihrem Blutdurst und Hunger nach Menschenfleisch, und der Realität deutscher Operationssäle, in denen wieder irgend so einer Shanaia das Fett aus Oberschenkel abgesogen wird. Fiktion ist erhaben. Die Realität ist jenseits von unten.

Aber ach, was versuche ich mich hier auch zu sträuben und zu zieren und so zu tun, als wäre mein Fernsehgeschmack etwas Besseres! Es ist doch so: Ich vermisse das Dschungelcamp. Es ist ja jetzt für einen Grimme-Preis nominiert, also den hochwertigsten,

hochkulturellsten deutschen Preis, den es fürs Fernsehschaffen überhaupt gibt, und das rechtfertigt doch alles. Für mich hat das Dschungelcamp ja schon längst einen Grimme-Preis des Herzens gewonnen, ich bin zu Hause auf diesen primitiven Pritschen, ich kenne den Gestank des australischen Plumpsklos, die lähmende Eintönigkeit der Bohnen-Reis-Gerichte, ich kann die Freude, wenn es zur Belohnung mal einen Salzstreuer gibt, vollkommen nachvollziehen und die Erlösung, wenn man sich im Badesees nach einer Prüfung irgendeinen Schleim abwaschen kann. Wie oft hab ich mir schon das Knacken von so einem Kakerlakenpanzer zwischen den Zähnen vorgestellt. Und das knappe Knirschen, wenn man so einer Made den Kopf

abbeisst. Schön ist das alles nicht, aber eine Art von Heimat.

Es hat dann ja nicht wie erwartet der 2-Meter-Transvestit aus Hamburg gewonnen (ich stand mal neben ihm, ein Turm von einem Menschen!), sondern dieser Tor namens Joey, der schier noch ein Kind ist und am Finaltag in letzter Minute seiner Freundin Jackie keinen Heiratsantrag machen konnte, weil er die Ringe vergessen hatte. Ringe, wohlweislich, die ihm Porno-Patrick Nuvo mit seinen wendigen Händen himself im Nu aus Holz gebestellt hatte.

Joey will ja jetzt der Welt zeigen, was er alles kann, angeblich schauspielern und auf jeden Fall singen, und da hat er was mit der Schweizer Musicaldarstellerin und Ex-RTL-Soap-Schauspielerin

Isabel Florido gemein, die am Mittwoch beweisen wollte, dass sie eine mögliche «Voice of Switzerland» sei. Doch ach, es drehte sich natürlich, mit fieser Zuverlässigkeit, kein einziger Juror nach ihr um. Ich glaube fest, nach Joey dreht sich auch bald keiner mehr um. Helmut Berger, der ja ganz in seiner eigenen Auflösung versinkt und als Erster den Dschungel verlassen musste, hat ein Auge auf ihn geworfen und will, dass Joey in einem Film, den Helmut über Helmut machen will, den jungen Helmut spielt. Das Fernsehen lebt halt von nichts anderem als davon, seine eigenen Kinder zu fressen und wiederzukaufen. Doch wenn sie einmal die letzte Reality-Schlacht geschlagen haben und ihr letztes Fett abgesaugt ist, dann kommt Gevatter Tod. Samt Bestatter.